

Hauptrolle

Als sie die Schere weglegte, blickte mich eine völlig Fremde aus dem Spiegel an. Die kurzen Strähnen standen um meinen Kopf herum hoch, plötzlich befreit von ihrem gewohnten Gewicht. Die Frisur machte mein Gesicht jünger, weicher, heller und absolut unscheinbar. Ich sah aus wie ein Viertklässler. Ein *männlicher* Viertklässler.

Vorsichtig berührte ich das, was von meinen Haaren noch übrig war. Plötzlich waren die Endorphine verschwunden, ich war wieder nüchtern. Bereute ich, was ich getan hatte? Nicht direkt. Doch ich fühlte mich, als hätte mir jemand einen Eimer eiskaltes Wasser ins Gesicht geschüttet. Der Boden um uns herum war bedeckt mit dem ›flüssigen Gold‹, und ich fühlte mich irgendwie schutzlos.

Die Friseurin schien meine Gedanken zu lesen. »Ein neuer Mensch«, sagte sie freundlich. »Jetzt nur noch etwas Haarwachs und du bist startklar. Aber mit der Frisur brauchst du das richtige Make-up, um deine Weiblichkeit zu betonen. Am besten einen pinken Lippenstift und Kajal, damit deine tollen Augen funkeln. Du wirst dich nicht wiedererkennen.«

Als ich den Laden verließ, erinnerte mich der eiskalte Wind an den Ohren sofort daran, dass sich wirklich etwas verändert hatte. Schnell zog ich mir die grüne Mütze über meinen impulsiven Pixie. Dann stolperte ich in die Drogerie und kaufte so viel Haargel, Eyeliner, pinken Lippenstift und Nagellack, wie ich mir leisten konnte.

Zurück in meiner kleinen Wohnung wechselte ich in meine bequeme Jogginghose, die mir anders als die Jeans nicht den Bauch abschnürte, und setzte mich vor den großen Wandspiegel auf den Boden. Ich traute dem Licht in Friseurläden und Kaufhäusern nicht – neue Dinge musste man daheim erst einmal ohne schmeichelnde Beleuchtung unter realen Bedingungen betrachten.

Vorsichtig fuhr ich mir mit den Fingern durch die Haare, ein bisschen fassungslos über meinen eigenen Mut. Dann zog ich einen Lippenstift in einem tiefen, dunklen Pink aus der Tüte, eine Farbe namens *Rockabella Pink*. Behutsam malte ich mir die Lippen damit an und starrte in den Spiegel. Ich sah plötzlich gar nicht mehr wie ein Kind aus. Wenn ich ganz leicht die Augen zusammenkniff, erinnerte mich der Style ein bisschen an Miley Cyrus während ihrer Trennungsphase. Miley Cyrus mit Übergewicht und nach Komplettverlust ihrer Karriere, ihres Geldes und ihrer Stylistin, aber ja, so ungefähr.

Von der Veränderung motiviert zog ich mir einen dicken Lidstrich und tuschte mir die Wimpern dreimal hintereinander.

Dann sank ich mit dem Rücken gegen die Umzugskisten und betrachtete mein Werk. Ich hatte das Gefühl, dass ich mir zum ersten Mal seit Jahren offen

ins Gesicht blickte. Und was ich sah, ließ mich staunen.

Ich hatte zuletzt so gut wie kein Make-up mehr benutzt. Ein bisschen Wimperntusche, ein wenig babyrosa Labello – denn mein Freund, mein Ex, mochte keine Schminke. Trotzdem beobachtete ich, wie er die aufgestylten Frauen unserer Freunde angesehen hatte, wenn wir früher gemeinsam unterwegs gewesen waren. Ich hatte mich daneben oft wie unsichtbar gefühlt. Dazu noch meine dicken dunkelblonden Haare, mit denen ich ja auch nichts anstellen durfte, weil er sie am liebsten offen sah ... Offen und mit Mittelscheitel. Leider nicht besonders vorteilhaft.

Bitte nicht schon wieder ein Zopf gummi, Hanna. Ich möchte deine schönen langen Haare sehen, Hanna. Willst du mir nicht mehr gefallen, Hanna?

Nein, dachte ich. *Jetzt nicht mehr.*

Ich merkte erst an den dünnen schwarzen Tropfen, die sich von meinen Augen lösten und Spuren auf meinen Wangen hinterließen, dass ich weinte.

Ich stand auf, ging zum Fenster und öffnete es weit. Eiskalte Luft flutete das Zimmer und stoppte die Tränen. Ich sah hinaus. Es hatte angefangen zu schneien; dicke Flocken wehten ins Zimmer. Über den Platz hasteten kleine dunkle Punkte in dicker Jacke, mit Mützen und darüber noch Kapuzen, die Gesichter mit Schals ver mummt.

Keine Punkte, korrigierte ich mich. Menschen. Protagonisten in ihrem eigenen Leben. Die darüber nachdachten, was sie heute Abend kochen sollten, denen die Füße wehtaten, die glücklich waren und manchmal auch Sorgen hatten.

Vielleicht hatte auch mich heute Morgen jemand beobachtet, als ich über den Platz ging, das Gesicht in Mantelkragen und Schal vergraben. Und hatte sich nichts dabei gedacht. Mich für eine von vielen gehalten, für eine gesichtslose Ameise, einen grauen Punkt unter lauter grauen Punkten. Nichts Besonderes. Und heute Morgen hatte ich genau das sein wollen. Aber jetzt nicht mehr!

Denn ich war etwas Besonderes! Zumindest für mich selbst. Ich war die Protagonistin meines Lebens, meines eigenen Films. Einzigartig und ebenso bedeutend wie jeder andere Mensch, der in seinem Film die Hauptrolle spielte.

Ich fröstelte und machte das Fenster wieder zu. Dann ging ich zurück zum Spiegel. Ich hatte zugelassen, dass er mich zur Nebendarstellerin in meinem eigenen Leben machte. Ich hatte es zugelassen. Punkt. Nur ich allein trug die Schuld daran.

Kein Wunder, dass ich den Bezug zu mir selbst verloren hatte.

Was hatten andere Frauen wohl über meine farblose Erscheinung gedacht? Ich spürte, wie ich bei der Vorstellung vor Scham rote Stressflecken bekam. Die Ehefrauen seiner drei besten Freunde waren immer so hübsch gewesen. Die unterkühlte Karola, makellos, als ob sie stets gerade von einem Businessstreffen kommen würde, die braunen Haare perfekt frisiert und Perlenstecker in den Ohrläppchen. Die hübsche, schlanke goldblonde Annika mit den süßen Sommersprossen, die aussah wie eine schwedische Austauschstudentin. Und

die ebenfalls blonde Jeanette mit der kinnlangen Ponyfrisur und den großen dunkelblauen Kulleraugen. Sie hatte nie besonders viel zu sagen gewusst, aber allein der schnurgerade Pony flößte mir Respekt ein. Oft hatte ich mich im Stillen gefragt, ob sie ihn wohl jeden Tag mit Nagelschere und Lineal nachschnitt wie ein Rentner seine Hecke. Ich hatte die drei immer heimlich als *Spielerfrauen* bezeichnet. Dazugehört hatte ich allerdings nie.

Vielleicht hatten die Spielerfrauen sich gefragt, was ein toller Typ wie er eigentlich mit einer wie mir wollte. »Habt ihr die wieder gesehen?«, hatten sie vielleicht getuschelt, sobald wir uns verabschiedet hatten und ich wie ein Hündchen an der Hand nach draußen geführt worden war. »Spießiger geht es ja wohl nicht.« Dabei hätte ich so gern mal etwas anderes ausprobiert, und sei es auch nur ein Lippenstift in der Farbe *Rockabella Pink* für 2,99 Euro gewesen.

»Ich bin keine Nebendarstellerin mehr«, sagte ich laut zu der Fremden im Spiegel. Und das würde ich nicht nur mir, sondern auch allen anderen beweisen.

Zeit

Meine Mutter überredete mich, an Heiligabend mit ihr in die Kirche meiner Kindheit zu gehen, doch mehr Weihnachtsstimmung ließ ich in diesem Jahr nicht zu. Am ersten Feiertag rollte ich mich in meinem Ohrensessel zusammen und spürte der Zeit nach, die sich zog wie eine dieser Uhren von Dalí. Oder wie Karamell, zäh und klebrig, dachte ich – und hatte plötzlich großen Hunger auf Karamell. Doch dem würde ich, die neue Hanna, nicht nachgeben. Stattdessen hatte ich nur eine Tasse ungesüßten Tee vor mir stehen, das musste als Ersatz genügen.

Wo kamen nur diese ganzen Stunden her? Früher waren sie mir zwischen den Fingern zerronnen, doch plötzlich schienen sie einfach da zu sein und sich sogar noch zu vermehren, je länger ich über sie nachdachte.

Dass ich an den Feiertagen mal Zeit für mich hatte, war eine neue Erfahrung. Und auch, dass ich selbst darüber bestimmen konnte. Heiligabend hatten wir in den vergangenen acht Jahren abwechselnd bei seinen Eltern oder meiner Mutter verbracht. Dass mich das traurig machte, hatte ich für mich behalten. Doch die Wahrheit war: Wenn wir am 24. Dezember nicht bei meiner Mutter waren, fühlte es sich für mich nicht an wie Weihnachten. Ich musste an sie denken, die wiederum an mich dachte, wenn sie allein mit meiner Oma vor dem Tannenbaum stand. Außerdem war mir Heiligabend bei seiner Familie auch nach all den Jahren fremd geblieben. Die Traditionen kamen mir anders vor, die Lieder, die vor dem Baum gesungen wurden, kannte ich nicht. Es war einfach nicht mein Zuhause. Oder war *er* einfach nicht mein Zuhause gewesen?

All die Jahre hatte ich mir verboten, diese Fragen zu denken. Denn die Antworten hätten mir nicht gefallen. Doch jetzt, da mein Kopf ein unberechenbarer Springteufel und mein Herz eine Sickergrube geworden sind, konnte ich nicht mehr dagegen ankämpfen. Und außerdem waren da neue Fragen.

Ich zog die Beine näher zu mir heran und trank einen Schluck Ingwertee. Und ich wischte mir eine Träne aus dem Auge, die sich heimlich dorthin verirrt hatte. Hätte mich jemand gefragt, wie es mir ging, ich hätte nicht gewusst, was ich antworten sollte. War ich traurig – oder nur irritiert, weil alles jetzt so anders war? Vermisste ich ihn – oder nur die Tatsache, dass er wie ein Schutzwall zwischen mir und der harten Realität des Lebens gestanden hatte? Die letzten acht Jahre fühlten sich liebsam vertraut an, aber zugleich wie eine ständige Abwärtsspirale. Wann war das losgegangen? Als ich ihn kennengelernt hatte, war ich schlank und gesund, aktiv und glücklich gewesen. Damals hatte ich ein volles, lustiges Leben gehabt.

Doch dann war der Kontakt zu Bille abgebrochen. Dieses wunderbare, wilde, verlotterte Mädchen war seit meiner Schulzeit meine beste Freundin gewesen.

Und nachdem wir uns beide in Frankfurt immatrikuliert hatten und sie nach Hausen ins Studentenwohnheim gezogen war, hatten wir festgestellt, dass diese Freundschaft unsere Kindheit und Jugend überdauerte.

Auch wenn wir nicht das Gleiche studierten, fühlte es sich fast so an – denn sie stellte mich ihren neuen Freunden vor und ich nahm sie mit in die neuen Kreise, die sich für mich öffneten. Während ich Kommunikation und PR studierte, wählte Bille Sinologie und schrieb sich außerdem, zu unser aller Überraschung, in BWL ein. »Was Sinnvolles dazu kann nicht schaden«, grummelte sie, als ich sie damit aufzog. Natürlich hatte sie recht. Bille kam aus einem Haushalt, in dem das Geld immer knapp gewesen war – und es als Luxus galt, seinen Träumen und Interessen zu folgen. Deshalb hatte sie früh beschlossen, es anders zu machen, und die wilde Kombination ihrer Studienfächer war ein solider Plan.

Ach, Bille. Ich hatte sie bewundert und geliebt. So eine wie sie gab es nicht nochmal. Nie waren uns die Themen ausgegangen, wenn wir uns auf einen Kaffee in der Rotunde oder zum Mittagessen in der Mensa trafen. Oft hatte ich auch bei ihr im Studentenwohnheim übernachtet, wenn ich auf einer ihrer legendären Partys zu viel getrunken hatte oder mal daheim raus musste.

Wie lange war das her, dass wir zuletzt telefoniert hatten? Ich konnte mich kaum noch erinnern. Mir war klar, dass ich den größten Anteil daran trug, dass sie in meinem Leben nicht mehr vorkam. Aber es war auch die Schuld der Umstände generell, dachte ich mit einem Anflug von Trotz.

Unsere Leben hatten sich eben auseinander entwickelt, so etwas passierte. Sie lernte und feierte, erkämpfte sich mit ihrem BWL-Diplom einen guten Job bei einem chinesischen Autokonzern und ging auf Geschäftsreisen. Ich ... hatte ihn. Gehabt.

Anfangs war er für Bille nur ein neues Gesicht, das ab und zu neben meinem bei ihren Partys auftauchte. Aber schnell wurde er zu meinem größten Interesse, meiner liebsten Beschäftigung. Und auch zu meinem besten Freund. Beide Beziehungen in der Intensität zu erhalten, ging nicht. Also hatte ich angefangen, Treffen mit ihr abzusagen oder gar nicht erst zu ihren Partys zu kommen, wenn die Couch und seine Arme doch so viel gemütlicher waren. Die Wahrheit war: Ich hatte einfach nicht die Kraft, mir stundenlang anzuhören, was bei ihr gerade gut oder schlecht lief. Außerdem war es mir ein bisschen peinlich, wie glücklich ich mit meiner neuen Rolle an seiner Seite war.

Bille hatte mir diesen Rückzug nie vorgeworfen. Nur einmal am Telefon gesagt, sie würde sich wünschen, dass ich ehrlich zu ihr wäre. »Ich glaube, dass du nicht ganz so glücklich bist, wie du denkst«, hatte sie in einem unserer letzten Gespräche gesagt. Und es hatte gar nicht hämisch geklungen, sondern eher traurig und besorgt.

»Aber ich *bin* glücklich«, hatte ich wütend versichert, obwohl ich tief im Herzen wusste, dass das nicht stimmte. Sie war ja auch nicht die Erste, die mich damit konfrontierte.